

Die Dämonie des weissen Blattes ... oder weshalb aller Anfang schwer ist.

SCHWEIZ
ERISCHE
RTEXTER
VERBAND

Von Christoph Fuchs

Nur undeutlich höre ich in der Ferne das Läuten der alten schweren Glocken. Selbst der an Psoriasis leidende Schnauzer des Totengräbers unterbricht sein Jammern. Elf, zwölf. Wieder Mitternacht. Auch meine Augenlider merken das, nur mit beschwörendem Murmeln, «bleibt offen, bleibt wach», kann ich sie davon überzeugen, dass es noch zu früh war, sich zum Schlafen zu schliessen. Ich habe noch zu tun. Ich trete auf die Dachterasse, lasse die eiszapfenkalte Luft die feinen Härchen in meiner Nase erstarren, und Totengräbers Schnauzer singt wieder unbeirrt sein Lied. Um mich herum Dunkelheit. Kein Licht in den Fenstern der Nachbarn. Die haben's schön. Und ich zu tun. Verzweifelt sinke ich in einen der etwas verwaist dastehenden Gartenstühle, klaube die soundsovielte Zigarette aus dem bereits arg havarierten Päckchen, die Flamme des Feuerzeugs blitzt kurz auf, lange genug aber wohl um einem Beobachter einen Blick in mein Gesicht zu ermöglichen, einen Blick auf eine mattglänzende, speckig und irgendwie bizarr zerfurchte Landschaft. Gezeichnet von grosszügig eingeschenkten Martinis. Von nachfolgenden Tequillas. Und tassenweise Kaffee. Schwarz. Ungesüsst. Ich lege meinen Kopf in die Hände, die Kippe der ihrem Tod entgegenbrennenden Zigarette fällt lautlos auf meine in Shorts gewandeten Beine. Versengtes Beinhaar, Tabak und die eiskalte Luft. Totengräbers Schnauzers Jammern und im Hirn die klare, messerscharf vor dem geistigen Auge hämisch lachende Präsentation. Morgen früh. 0900 Uhr. Alles fertig. Wort um Wort sorgsam ausgewählt, abgewägt und Buchstabe um Buchstabe sauber auf weisses Papier niedergeschrieben, Aufgeschreckt reisse ich die Augen auf, trete in mein Wohnzimmer, nehme einen Cognac-Schwenker aus der Bar, giesse die letzten Zentiliter des gereiften Saftes ein und denke ganz nebenbei – die Augen auf die ratlos dastehenden Flaschen gerichtet: Soll ich mich dazwischenstellen? Dann könnte ich mich morgen früh den Gilette ausschlafen lassen, den Rasierschaum unangetastet und vor allem den schweren Kopf liegen lassen.

Während ich so dasitze, zwischen meinen aufgestützten Ellbogen die Tastatur, vor mir das unbeirrte, impertinente Blinken des Cursors und dicht vor den Augen das Goldgelbbraun des Cognacs, der trotz meiner tiefen Blicke keine Lösung anbietet, verwünsche ich aufs Tiefste das leere Blatt, welches jungfräulich eingespannt aus dem Drucker blickt, erwartungsvoll eingespannt, um sorgsam abgewägte, mehrmals hinterfragte und auf ihre Existenzberechtigung geprüfte, schöngeistige, verkaufende Worte aufzunehmen. Sätze, die die Sache auf den Punkt bringen, Träume auslösen und Geldbeutel leeren helfen. «Oh Gott», entwischt es meinem cognacfeuchten Mund, und ich verwünsche im selben Atemzug alle leeren Blätter. Und die dafür verantwortlichen Dämonen gleich mit.

Da sitzt man und sollte schreiben, schreiben und nochmals schreiben. Irgendwie beginnen, einen Anfang finden. Den Leser packen, zum Weiterlesen zwingen, in ihm mit dem ersten Satzteil die Lust auf den zweiten wecken, Punkte zu grafischen Zeichen degradieren, so, dass sie dem Leser keine Gelegenheit geben, auszusteigen, den Text ungelesen und die vielleicht verzweifelt zusammengetragenen Wörter ihrem Schicksal zu überlassen. Ein leeres Blatt. Rechteckig. Leuchtend. Gefügig. Eine Herausforderung. Ein plattgewalztes, mit Zellstoffen angereichertes, vielleicht sogar mit Kreidepulver aufgewertetes, mit Wasser vermengtes Stück Holz. Ein Nichts, ein unbedeutendes Etwas. Und doch voller Kräfte, es bringt die

Menschen aus dem Gleichgewicht, es spornt sie an, sich zu entfalten, aus sich herauszutreten, Gedachtes in Worte zu fassen, niederzuschreiben, festzuhalten und in eine Art Unvergänglichkeit zu giessen. Eigentlich eine ganz nette Sache – wäre da nicht die Dämonie der leeren Blätter. Sie zeigt ihr hässliches Gesicht nur allzu oft denjenigen, die sich vornehmen, einen Brief an die Steuerbehörde, einen herzergreifenden Liebesbrief, eine unausgeschmückte Einkaufsliste oder sonst was niederzuschreiben. Denn wie soll man beginnen? Welches Wort erhält die, Ehre, das Erste zu sein? Welches ist dasjenige, welches über den Erfolg, die Qualität und die emotionelle Wirkung des nachfolgenden Textes entscheidet? Die Entscheidung fällt selten leicht. Davon können wir Texter ein mehrstrophiges Lied singen, ganze Konzertabende bestreiten ...

Die in den letzten Tagen im Geist zurechtgelegten Headlines taugen doch nicht ganz so viel, wie ich im Stillen hoffte. Und der bislang verzweifelt getippte Einstieg ist auch nicht das, was er sein sollte. Seufzend, meine Augenlider innig beschwörend, stelle ich den Cognac-Schwenker weg. Ein Blick auf die grosse, von Grossvater geerbte Wanduhr: Sie zeigt mit ihren Armen auf eine Stunde nach Mitternacht, und das leere Blatt im Drucker schweigt immer noch vor sich hin. Meine Augen bleiben am Pendel der Uhr hängen ... Hin und wieder schwenkt es, kein Geheirnis, keine Lösung preisgebend. Hin und her. Wie ein Pendel eben. Oder wie das Pendel des Todes in einer jener klassischen, von Roger Corman inszenierten Edgar-Alan Poe-Verfilmungen.

Angst kommt auf. Neun Uhr naht. Ich muss jetzt wirklich – einfach irgendwie beginnen, Satz für Satz dem Höhepunkt entgegenschreiben, bis der Text explodiert und den Leser überzeugt und zum Handeln zwingt. Natürlich im Sinne des Textes, zur Freude des Agenturleiters und des Verantwortlichen beim Kunden. Das Schwierige daran ist nur, dass es immer einen Anfang dazu gibt; irgendwie eingestiegen, mit den ersten Worten der Rest erzeugt werden muss. Ich schüttle meinen Kopf. Eine halbe A4-Seite wünscht der CD – und ich zweifle daran!

Wie ging es denn wohl Charles Darwin, als er sein Werk begann? Oder Herman Melville, als er seinen Klassiker Moby Dick schrieb? Und all den andern, grossen Schriftstellern? Nennt mich Ismael. Vor einigen Jahren – wie lange es wirklich her ist; tut nichts zur Sache – war eines Tages mein Geldbeutel fast leer, und da mich auch sonst nichts an Land hielt, dachte ich mir, segle einmal ein bisschen auf dem Meer umher und schau dir diesen Teil der Welt an. So stieg Herman Melville in Moby Dick ein und jagte nach dem weissen Wal. Und Jean-Jacques Rousseau bekennt in einer seiner Erzählungen: Ich beginne ein Unternehmen, das ohne Beispiel ist und das niemand nachahmen wird. Ich will meinesgleichen einen Menschen in der ganzen Naturwahrheit zeigen, und dieser Mensch werde ich sein. Ich könnte noch unzählige Beispiele aneinanderreihen – ist aber nicht notwendig. Textanfänge wie «Wie er neben seiner Pritsche kniete, im Anlitz die Schrecken des Todes, die Hände um den Griff eines Kruzifixes gekrampft – mir ist, als sähe ich noch immer die eingefallene, grünliche Gestalt des Heiligen. Ich sehe sie noch: dort an der Wand im grossen Saal meines Geburtshauses. Obwohl sehr düster, war es ein schönes Gemälde mit seinen Okker-,

Schwarz- und Dunkelviolettönen und jenem schwarzen Einfall düsteren Lichts ...» liegen da nicht drin. Wir haben keine Zeit, Umwege sind nicht gestattet. Die liest niemand. Kurz und prägnant, klar in der Aussage muss ein Werbetext sein. Gradlinig und für jeden verständlich. «Say it simple and stupid.» Und lass' ja nie zu, dass der Leser Gelegenheit erhält, abzuschweifen und auszusteigen um in seinen eigenen Träumen weiterzulesen.

Das ist es eben. Die Lebensquelle der Dämonen aller weissen (Texter-)Blätter dieser Welt. Aber es gibt noch andere Dämonen aus der Gattung der Dämonen weisser Blätter: Neue Graffiti an bislang noch ungraffitierten Wänden. Bibelsprüche auf Plakaten im Zürcher «Shopville». Undeutbare Kritzeleien von nach kaltem Tabak und vewestem Achselschweiss geschwängerten Telefonkabinen. Deutbare Grüsse und Aufforderungen in öffentlichen Bedürfnisanstalten, naive Kunst auf Notizblöcken neben Telefonapparaten. Sonderbar: Ganze Generationen, Bewegungen und Sympathisanten wünschen sich Ruhe und Frieden. Stille und Harmonie. Und doch wird alles was leer ist, gefüllt. Eine leere, unbesprayed Wand scheint keinerlei Existenzberechtigung zu haben. Ich frage mich, was wäre wohl, wenn ich in einer stark frequentierten Fussgängerpassage, leere Papierbögen aufhängen würde. Wie lange blieben diese frei von zwanghaft hingeschriebenen «Deja-vu»-Protestslogans? Geben Sie mir recht? Keinen Tag lang, wohl kaum eine Stunde! Vor zehn an einem dieser Papierbogen vorbeigehenden Menschen müssten doch aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens drei ihr Leid und Ihre Nöte niederschreiben und präsentieren. Wie Besessene. Noch mehr Information. Die Rundfunk-, TV-Sendeanstalten und Printmedien verbreiten noch nicht genug Information, erschlagen uns mit Sturmwellen von Nachrichten, zwingen uns in einen immer existenten Informationshagel. Nirgends bleibt man trocken vor diesen Gewittern und trotzdem wird vollgekritzelt was es vollzukritzeln gibt. Eigenartig, nicht wahr? Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich von der Dämonie des leeren Blattes schreiben und nicht etwa von der jungfräulichen Reinheit, jener die alles offen lässt und die in endloser Geduld aufnimmt, mit was auch immer sie verunstaltet wird. Nicht genug: Nicht nur das eben beschriebene Phänomen des zwanghaften Vollkritzeln leerer Blätter oder Flächen – dem Wunsch der Leere, Reinheit und unendlichen Harmonie von Welt, Menschen und Tieren gegenübergestellt – erschreckt, auch die Manie vieler Zeitgenossen, grundsätzlich keinen Bogen Papier auf der Rückseite zu beschreiben lässt aufhorchen. Hand auf Herz, haben Sie sich auch schon dabei beobachtet, dass Sie beim Verfassen eines Textes oder einer Notiz die ersten Zeilen wild durchgestrichen und den Bogen zusammengeknüllt haben, weil es Ihnen – obwohl auf dem Papierbogen noch mehr als genügend Platz vorhanden gewesen wäre – das Hirn nicht zulässt, auf einem bereits angeschriebenen, reinen Stück Papier neue Gedanken niederzuschreiben? Woher rührt dieses Phänomen? Erwarten Sie nur nicht eine Antwort von mir!

Die Pendel des Todes zeigen auf halb drei in der Früh. Und mein Text steht noch nicht. Beruhigend ist wenigstens zu wissen, dass es nicht nur mir so geht, dass nicht nur ich manchmal Mühe habe, etwas Anständiges aufs Papier zu bringen – obwohl ich muss. Obwohl der Kunde um neun Uhr «seinen» Text präsentiert haben will. Aber das gehört eben mit zum Kreuz, das ein Texter trägt. Etwa so, wie für einen Primarschüler die Besteigung des Hohen Kastens oder der Kyburg, an einer der dünn gesäten Schulreisen zu einer glücklichen Schulzeit gehört.

Doch zurück zu den Dämonen der leeren Blätter in den Texterstuben landauf und landab: Trotz der manchmal überaus verwünschenswerten Hirnleere und Ideenrezession ist es – uns Textern geht es nun mal so – immer wieder faszinierend, sich dem Dämon (oder sind es mehrere?) des leeren Blattes entgegenzustellen, ihn herauszufordern, niederzuzwingen, ohne ihn dabei niederzustrecken, weil man insgeheim hofft, er möge bei der nächsten Arbeit wieder dastehen, in voller Grösse, seine scharfen Zähne bleckend, auf den Stockzähnen kichernd. Denn selbst was man verwünscht, wünscht man manchmal. Darin liegt das eigentliche Böse dieses Dämons. Im Widerspruch, in dieser unfassbaren Kraft, die uns verbietet, das rational Gedachte zu bekämpfen und auszuschalten. Vielleicht ist es aber gerade dieser Druck, diese Verzweiflung, dieses Suchen und Grübeln, dieses rastlos am Schreibtisch Auf- und Abgehen, dieses tagelang im Tram, in der Badewanne und beim Geschirrabwaschen im Geiste Herumjonglieren von Worten, das es uns überhaupt erst ermöglicht, Texte zu entwickeln, die Wort für Wort prickeln, in welchen Ideen und Träume sanft von einem Wortabstand zum nächsten fließen, behende über Satzzeichen ziehen und in einem sphärischen, leuchtenden Schlusssatz enden, ohne bereits Gesagtes oder dem Empfänger Bekanntes nochmals zu erwähnen, ohne ihn abzulenken oder gar zu irritieren.

Draussen legt sich Morgennebel auf die Wiesen und kriecht durch die nahen Wälder. Ein Tag beginnt, ein nächtlicher Kampf findet sein Ende. Langsam, so wie die Sonne am Horizont den Tag zum Leuchten bringt, reihen sich auf meinem eben noch leeren Bildschirm sorgsam ausgewählte Worte aneinander, keines ist Fehl am Platz, jedes passt zum andern, jedes hilft mit, dem Ganzen Qualität und Sinn zu geben. Ein Tag entsteht, ein Text entsteht. Wunderbar. Vor meinem geistigen Auge sehe ich schon schemenhaft das zufriedene Gesicht des Kunden und das anerkennende Zwinkern des CDs. Oder trägt der erste Schein der aufsteigenden Sonne? Ist ein neuer Tag nur der Beginn eines neuen Kampfes gegen sich selbst? Gegen all die vielen Ideen und Gedanken, die geordnet, gegeneinander ausgespielt und erst noch gewinnend hintereinandergereiht werden müssen? Der Beginn eines neuen Kampfes gegen die eigene Bequemlichkeit, gegen das «Sich-schnell-zufrieden-gebens»? Ganz gleich, ob es sich um einen Kampf gegen die Dämonen der weissen Blätter handelt oder um den Kampf gegen alles das, was wir immer wieder überwinden und bezwingen müssen, es lohnt sich, dagegen anzutreten, sich damit auseinanderzusetzen. Denn das Gefühl danach ist einzigartig. Energie für einen neuen Tag, Öl ins Getriebe der Bequemlichkeit. Lebensnahrung. Vielleicht ist das die Moral dieser Geschichte. Vielleicht auch nicht. Vielleicht ist es nur der Versuch, wiederzugeben, was sich ab und zu in des Texters Seele abspielt. Ohne grosse Worte darüber.